

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Joachim Kuropka: Schicksal Heimat

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

*Joachim Kuroпка*

## Schicksal Heimat

Vertreibung, neue Beheimatung, Heimat Europa und historische Erinnerung

### Ein schwieriges Jubiläum

Vor 50 Jahren wurde in den Städten und Gemeinden des Oldenburger Münsterlandes der Bund der Vertriebenen, damals in der Regel als „Interessengemeinschaft der Ostvertriebenen“ gegründet. Im Landkreis Vechta war die erste Gründung 1947 in Lohne, 1948 folgten Ortsverbände in Vechta, Steinfeld, Goldenstedt, Visbek, Holdorf und 1949 in Dinklage. Im Landkreis Cloppenburg wurde im gleichen Zeitraum in allen Städten und Gemeinden eine „Interessengemeinschaft“ gegründet, später zunächst zusammengeschlossen im „Zentralverband vertriebener Deutscher“.<sup>1</sup> Wenn 1997 in Lohne und 1998 in Vechta das Jubiläum zum 50jährigen Bestehen des Bundes der Vertriebenen begangen wurde, dann war dies ein 'schwieriges Jubiläum', denn in der Not dieser Jahre kurz nach der Währungsreform, mochte fast niemand an eine positive Zukunftsentwicklung glauben. So verstanden sich diese Verbände als Notgemeinschaften der Vertriebenen: Die Not nach Flucht und Vertreibung, die Entrechtung - zur ersten Kommunalwahl 1946 waren die Vertriebenen nicht einmal zugelassen -, das waren die Ursachen für die Gründung der Verbände. Wenn auf 50 Jahre einer erfolgreichen Arbeit zurückgeblickt wird, dann ist dies gleichzeitig ein Gedenken an Leid, Not und Verzweiflung.

Das Gedenken ist daher auch keine ganz leichte Aufgabe, denn der Historiker fragt kühl und emotionslos nach den Ursachen und Folgen von Ereignissen, und deshalb können nur einige nüchterne Überlegungen vorgetragen werden zu einem wahrlich schicksalhaften Geschehen - schicksalhaft für unser Volk im ganzen und für fast fünfzehn Millionen einzelne Menschen -, das wir unter dem Begriff 'Vertreibung' zusammenfassen. Diese Überlegungen sollten ergänzt werden durch einige Gedanken zum Umgang mit diesem historischen Phänomen in den letzten fünf Jahrzehnten.

### Geschichte und Erinnerung

Damit ergibt sich die erste Schwierigkeit: Für alle diejenigen, die damals die „Interessengemeinschaft der Ostvertriebenen“, den späteren Bund der Vertriebenen, gegründet haben, die Mitglieder waren und sind, die Vertriebene sind, geht es bei der Vertreibung um eine existentielle Erfahrung, die tief in ihre Persön-

lichkeit eingegraben ist, die sie unauslöschlich geprägt hat. Es handelt sich um Ereignisse und Erfahrungen, die *auch* mit den nüchternen Methoden historischer Erkenntnis zu greifen sind. Aber allen Betroffenen ist dies ein höchst unzureichender Zugang. Die historische Rekonstruktion der Vergangenheit und die Erinnerung der Betroffenen überschneiden sich zwar in manchem, sind aber doch grundverschieden. Wir erleben dies beispielhaft in anderen Bereichen unserer Geschichte, mit denen wir in den Medien, in den Lehrplänen der Schulen, im öffentlichen Gedenken fast tagtäglich konfrontiert werden. Es gibt dort eine Art 'Pflicht zur Erinnerung', zu der der französische Zeithistoriker Henry Rousso schreibt: „Die Aufgabe, sich die Tragödien des Zweiten Weltkriegs und des Völkermords in Erinnerung zu rufen, hat sich in eine beständige, gebieterische Aufforderung verwandelt. Sie hat Teil an einem neuen System moralischer Setzungen.“<sup>2</sup>

## Vertriebene: Störenfriede

Aber: Diese Pflicht zur Erinnerung und die 'moralischen Setzungen' gelten bislang nicht für die Vertreibung der Deutschen. Im Gegenteil, dieser Teil ist aus der deutschen Geschichte und aus der offiziellen kollektiven Erinnerung fast schon wegradiert. Unter der Überschrift „Die zweite Vertreibung“ wies die Frankfurter Allgemeine Zeitung auf den Zusammenhang wenigstens hin: „Eine Auseinandersetzung mit dem für die Nation einschneidenden Ereignis des Verlustes der Ostgebiete und der völkermordartigen Vertreibung hat bisher nicht stattgefunden... In den Lehrplänen der Schulen und im Unterrichtsalltag spielen die Vertreibung und die deutsche Geschichte im Osten Europas kaum eine Rolle. Städte mit langer deutscher Geschichte wie Danzig, Breslau und Stettin werden von deutschsprechenden Polen mittlerweile häufig und wie selbstverständlich bei ihrem deutschen Namen genannt, von deutschen Behörden und Medien nur ausnahmsweise.“<sup>3</sup>

Wenn denn überhaupt die Rede von der Vertreibung ist, dann liest sich das recht harmlos, wie in einer Veröffentlichung des zuständigen niedersächsischen Ministeriums zu der Ausstellung „Von Ost nach West. Deutsche Flüchtlingsgeschichte“: „Nach den Flüchtlingen kamen die „Vertriebenen“. [- Das Wort ist in Anführungsstriche gesetzt -] Vor allem aus Polen [!] wurden Deutsche nach Westen ausgewiesen, um Platz für die Menschen aus dem an die Sowjetunion gefallen Ostpolen zu schaffen und die neue Grenzziehung durch die Schaffung von Tatsachen zu festigen. Millionen kamen nach Deutschland und mußten aufgenommen werden.“<sup>4</sup> So einfach war das.

Man möge sich nur an die unsäglichen deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen von 1976 erinnern, in denen noch harmloser vom „Bevölkerungstransfer“ die Rede war. Daß „Vertreibung“ in Polen als „Unwort“ galt<sup>5</sup>, mag man noch verstehen, in Deutschland jedenfalls sah man die 'Versöhnung', oder was man dafür hielt, mit dem Nachbarn im Osten gewissermaßen als moralische Pflicht an, und

da war es politisch brisant, wenn an die schlichten und furchtbaren Tatsachen erinnert wurde. Es ist schon bezeichnend, daß das Standardwerk zur Vertreibungsproblematik von einem Amerikaner stammt, von Alfred de Zayas.<sup>6</sup> In Polen gibt es die „Hauptkommission für die Ermittlung von Verbrechen am polnischen Volk“, in Deutschland gibt es entsprechendes nicht.

Vor diesem Hintergrund galten die Betroffenen, die öffentlich darüber zu sprechen wagten, leicht als Störenfriede. Wenigstens wurden sie als solche von den kommunistischen Regimen abgestempelt, häufig unter dem Beifall westdeutscher Politiker und Medien.

## 1989/90 - eine Erkenntniswende

Für sensible Zeitgenossen war 1988/89 spürbar, daß sich ein gewisser Bewußtseinswandel vollzog. Die Körber-Stiftung hatte als Thema des Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten ausgeschrieben „Unser Ort - Heimat für Fremde?“ Erwartet worden waren Arbeiten vor allem zur historischen Ausländerproblematik, eingereicht worden waren aber zu einem erheblichen Teil Arbeiten über Vertreibung, Vertriebene und Flüchtlinge, nicht zur Freude aller Juroren übrigens. Im nachhinein wird das Ergebnis von der Körber-Stiftung auch zutreffend beschrieben: „Als ideal erwies sich dabei der mittlerweile 40jährige Abstand zu dem Grauen der Vertreibung und den Problemen der Integration. Denn die meisten Zeitzeugen waren nun in der Lage, über die Ereignisse zu sprechen, ohne in eine psychische Krise zu geraten.“<sup>7</sup>

Dann kam die Wiedervereinigung. Für die meisten unerwartet, für nicht wenige unerwünscht. Und plötzlich gab es auch in der öffentlichen Wahrnehmung wieder die Vertriebenen: Plötzlich gab es vier Millionen Vertriebene bzw. deren Nachkommen mehr, solche nämlich, die in der sowjetischen Besatzungszone gelandet waren und dort über ihr Schicksal nicht einmal öffentlich sprechen, geschweige denn sich organisieren oder für ihre Interessen eintreten durften.<sup>8</sup>

Kurze Zeit später brach das kommunistische Jugoslawien auseinander, es gelang den Slowenen, Kroaten und Mazedoniern, ihr Selbstbestimmungsrecht gegen die Serben durchzusetzen, die vor allem Kroatien mit einem furchtbaren Krieg überzogen, und plötzlich erschrak Europa und die Welt vor dem, was sich vor ihren Augen abspielte: Da gab es Massenvergewaltigungen, Massenerschießungen und es gab - ethnische Säuberungen. Ethnische Säuberungen - man führe sich das vor Augen. Der politische Begriff 'Säuberung' ist uns nicht unbekannt; er ist ein Spezialbegriff totalitärer Regime, wie der Nationalsozialisten und der Kommunisten, der nicht nur die Entfernung unliebsamer Zeitgenossen, sondern auch ihre Ermordung umschreibt.

Vor dieser Erfahrung, die an den Fernsehschirmen mitzuerleben war, wurde in der deutschen Öffentlichkeit deutlich: Genau das haben Millionen Deutsche 1945, 1946, 1947 durchmachen müssen. Nicht weniger als zwölf Millionen, zählt

man die Deutschen in den osteuropäischen Staaten mit, waren es fast fünfzehn Millionen, wobei etwa zwei Millionen umgekommen sind. So kam nicht weniger als 50 Jahre danach über die Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien bei vielen unserer Mitbürger ins Bewußtsein, was die Vertreibung tatsächlich bedeutet hat.

## Über die Vertreibung darf wieder gesprochen werden

Seitdem darf über die Vertreibung, über den Ablauf, über Ursachen und Folgen wieder gesprochen werden. Nun ist es natürlich nicht so, daß sich gleich wer weiß wie viele Historiker, Publizisten und Politiker damit beschäftigten. Aber wenigstens ist nicht mehr möglich, was 1974 geschah, als nämlich der 1969 von der Bundesregierung in Auftrag gegebene Bericht des Bundesarchivs über Vertreibung und Vertreibungsverbrechen, als er 1974 fertiggestellt war, von der damaligen Bundesregierung unter Willy Brandt unter Verschuß gehalten wurde und erst 1982 unter Bundeskanzler Kohl zur wissenschaftlichen und publizistischen Benutzung freigegeben und endlich 1989 durch die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen publiziert wurde.<sup>9</sup> Aber es beschäftigen sich Wissenschaftler, auch in engem Kontakt mit polnischen Kollegen mit der Vertreibungsgeschichte und auch „Polen entdeckt die 'weißen Flecken' der Nachkriegsgeschichte“.<sup>10</sup> Worum dabei diskutiert wird und was dabei zu Tage kommt, soll an drei Beispielen verdeutlicht werden.

### *Vertreibung – nicht Transfer oder Migration*

Wie ist eigentlich ein Vorgang wie die Vertreibung von über 12 Millionen Deutschen - das ist immerhin soviel wie heute Norwegen und Schweden zusammen Einwohner haben -, einzuordnen und begrifflich zu fassen?. Am nächsten liegt uns natürlich der Begriff der 'Vertreibung', denn in der Tat sind die Deutschen aus Schlesien, Pommern, Ostpreußen, Ostbrandenburg, dem Sudetenland gewaltsam vertrieben worden. Waren sie zuvor vor der Roten Armee geflüchtet, dann wurde ihnen die Heimkehr verwehrt, so daß also auch die Flucht faktisch eine Vertreibung war. Aus politischen Gründen hat man in die Schulbuchempfehlungen den völlig abwegigen Begriff des 'Bevölkerungstransfers' aufgenommen, der schon deswegen falsch ist, weil er so neutral klingt, bleibt doch offen, wer wen mit Zustimmung oder ohne Zustimmung wessen 'transferiert' haben will. Noch ein dritter Begriff wird gebraucht, unter dem sich vorgeblich die Vertreibung subsumieren läßt, nämlich der der 'Migration', also auf gut deutsch, der 'Wanderung'. So findet sich denn auch in einem Sammelband über „Migration in Geschichte und Gegenwart“<sup>11</sup>, ein Beitrag in dem Kapitel „Massen in Bewegung: Nationalsozialismus, Weltkrieg, Nachkriegszeit“ von Wolfgang Benz über „Fremde in der Heimat: Flucht, Vertreibung, Integration“.<sup>12</sup> Dieser Aufsatz handelt nicht, wie der Titel vermuten läßt, über Flucht, Vertreibung und Integration, sondern von den elf Textseiten entfallen sechs auf die NS-Volkstumspolitik,

ganze eineinhalb auf die Vertreibung selbst. Was dort nahegelegt wird, ist, daß die NS-Verbrechen die Ursache der Vertreibung seien und diese daher, wenn nicht eine Rechtfertigung finden könne, so doch entschuldbar sei.<sup>13</sup> Benz spricht in einem anderen Werk auch ganz offen von seiner Motivation, die sich gegen die „Scharfmacher“, die Vertriebenenfunktionäre nämlich, richtet.<sup>14</sup>

Da wird so getan, als hätte die deutsche und die europäische Geschichte erst im Jahre 1933 oder im Jahre 1939 begonnen. Jedes historische Ereignis hat aber eine Vorgeschichte, und zwar meist eine sehr lange. Zu dieser Vorgeschichte gehört im Falle der Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten die jahrhundertelange Geschichte deutsch-polnischer Nachbarschaft, deren kritische Phase mit der preußischen Polenpolitik im 19. Jahrhundert einsetzte und in der das Phänomen gewaltsamer Vertreibung und gewaltsamer Verdrängung erstmals in der 1919 an Polen gefallenen Provinz Posen auftauchte, aus der ca. 900.000 Deutsche seit 1919 vertrieben, verdrängt und abgeschoben wurden. Zur Vorgeschichte gehört auch der fälschlich als 'polnischer Aufstand' in die Geschichte eingegangene polnische Putschversuch von 1921, um Oberschlesien vor der Abstimmung vom Deutschen Reich loszutrennen<sup>15</sup>, und die Verdrängung von 170.000 Deutschen aus Ostoberschlesien allein bis 1925. Das hieß ganz offiziell in Polen die „Entdeutschung“.<sup>16</sup> 1935 beschrieb der in den polnischen Senat berufene Rudolf Wiesner die Lage der deutschen Bevölkerung in Ostoberschlesien so: „Das Deutschtum in Oberschlesien ist... eine hungernde, arbeitslose und verzweifelte Volksgruppe. Alles hat man uns genommen. Mehr als 80% sind in [Ost-]Oberschlesien arbeitslos und hungern. Unsere Jugend wächst heran, ohne einen Beruf zu erlernen, gegen unseren Kaufmann und Handwerker führt man eine unerbittliche Kampagne“. Und trotzdem plädierte Wiesner für „eine Verständigung und Befreiung zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk“.<sup>17</sup>

Damit begann die Vertreibungsgeschichte im Osten Deutschlands und schuf ein Klima, das den Nationalsozialisten ihre verbrecherische Politik erleichterte. Die Schlußfolgerung ist also, die NS-Verbrechen gehören zwar auch zur Vorgeschichte, sie machen die Vertreibung der Deutschen aber weder verständlich noch entschuldbar. Es handelt sich um einen Vorgang sui generis, der ebenfalls nur als furchtbares Verbrechen bezeichnet werden kann.

### *Aussiedlung oder ethnische Säuberung – zur Diskussion in Polen*

In Polen sind inzwischen Dinge möglich geworden, die vor wenigen Jahren noch völlig undenkbar gewesen wären: Anfang September 1998 beispielsweise gedachten ehemalige polnische und deutsche Häftlinge des Lagers Potulitz in der Nähe von Bromberg gemeinsam der Opfer. In Potulitz, einem Außenlager des KZ Stutthof waren zwischen 1941 und 1945 25.000 Polen und Ukrainer gefangengehalten worden, von denen 1.201 zu Tode kamen. Von 1945 bis 1950 waren in



dem gleichen Lager 37.000 Deutsche eingesperrt, von denen 3.500 ums Leben kamen.<sup>18</sup> Die „Vertreibung“, die man in Polen lange als „Aussiedlung“ qualifiziert hatte, wird inzwischen auch dort als Vertreibung bezeichnet. Allerdings wehrt man sich noch gegen eine Gleichsetzung mit den ethnischen Säuberungen in Kroatien oder Bosnien. Ins Wanken gerät auch die in Polen bis vor kurzem völlig unumstrittene Feststellung, für die Vertreibung seien die Alliierten verantwortlich, die sie auf der Potsdamer Konferenz beschlossen hätten. Inzwischen sieht man die Dinge etwas differenzierter und unterscheidet zwischen einer Ursachen-Verantwortung, die bei Deutschland und dem Hitler-Stalin-Pakt, einer Entscheidungsverantwortung, die bei den Alliierten und einer Ausführungsverantwortung, die bei Polen liege.<sup>19</sup>

Damit ist man von den Tatsachen noch ein ganzes Stück entfernt, denn in Polen wurde bereits 1940 im nationalkonservativen Untergrund das Projekt einer Erweiterung Polens bis zur Oder und zur Neiße und die Vertreibung der Deutschen popularisiert, was bald Zustimmung bei den Sozialisten und bei der Bauernpartei fand, seit 1944 auch beim politischen Katholizismus. Die polnische Exilregierung in London wälzte Ende 1942 Vertreibungspläne bis zur Oder-Neiße, ließ unter Mikolajczyk und Arciszewski wieder davon ab, bis die Sowjetunion am 27. Juli 1944 [!] mit der provisorischen Regierung, dem sogenannten Lubliner Komitee, einen geheimen Grenzvertrag abschloß, nach dem die schon 1920 als sogenannte Curzon-Linie zwischen Polen und der Sowjetunion bestehende Grenze als Grenze festgelegt wurde. Für das nun bei der Sowjetunion verbleibende Ostpolen, das allerdings 1920 erst durch einen Eroberungskrieg an Polen gekommen war, sprachen die Sowjets den Polen Danzig und Teile Ostpreußens zu. In dem Vertrag verpflichteten sich die Sowjets auch, die polnischen Forderungen nach der Oder-Neiße-Linie und Stettin zu unterstützen. Schon im Februar 1945 richtete die polnische Regierung vier neue Verwaltungsbezirke ein, nämlich Niederschlesien, Oberschlesien, Masuren und Pommern. Im gleichen Monat übergaben die Sowjets die Gebiete bis zur Oder-Neiße den polnischen Behörden und diese begannen mit der Vertreibung. Als man also in Potsdam beriet, gab es schon vollendete Tatsachen, so daß der amerikanische Präsident Truman in Potsdam diesen Vorgang als „glatten Gewaltakt“ bezeichnete.<sup>20</sup> Im übrigen hatte der polnische Westmarkenverein schon Anfang der dreißiger Jahre polnische Namen für die deutschen Städte bis nach Brandenburg und Sachsen hinein erfunden.<sup>21</sup>

Die Theorie, Polen hätte die deutschen Ostgebiete benötigt, um die aus den an die Sowjetunion gefallenen Ostgebieten auszusiedelnde polnische Minderheit unterzubringen, ist sogar durch polnische Zahlenangaben längst widerlegt. Etwa eineinhalb Millionen Polen wurden umgesiedelt, neuneinhalb Millionen Deutsche aus Ostpreußen, Pommern, Ostbrandenburg und Schlesien vertrieben.<sup>22</sup>

Zu diesen wenigen Bemerkungen zur weltpolitischen Ebene ein drittes Beispiel aus der Erfahrungs- und Erinnerungsebene:

*Ankunft in Vechta*

In der Dokumentation der Vertreibung findet sich auch der Erlebnisbericht einer Frau aus Klintehnen, Kreis Gerdauen in Ostpreußen, die mit einem Flüchtlingstransport am 28. März 1945 abends gegen 18.00 Uhr in Vechta eintraf. Es klingt fast wie eine Erlösung, wenn sie schrieb: „Es war ein milder Frühlingstag. Rote-Kreuz-Schwestern standen bereit, um Alte und Kranke auf Wagen abzutransportieren. Alle anderen wurden in Schäfers Gasthaus untergebracht. Freundliche Helfer kümmerten sich um uns. Nach zehn Wochen schliefen wir das erste Mal ohne Angst ein. An den folgenden Tagen wurden wir auf die Gemeinden in der Umgebung verteilt.“<sup>23</sup> Damit begann die zweite Phase des Vertriebenenschicksals, die Zeit als Habenichtsin in einer ganz anderen Umgebung.

Werfen wir einen Blick auf die Zeit vor der Vertreibung unter polnischer Verwaltung. Da notierte eine Frau in ihrem Tagebuch: „Am Sonntag ist der neue Besitzer mit Hab und Gut eingezogen, nun hausen vier Frauen in unserem Eigentum, in unseren Betten, und was sie sehen ist ihr's.“<sup>24</sup> Eine andere erinnert sich: „Im Frühjahr 1946 kamen in unserem Dorf viele Kutschen an, die alle aus den östlichen Gebieten Polens stammten... Jeder in unserm Dorf bekam eine Familie zugewiesen, so daß wir den Gedanken hatten, wir müßten einen Hitlermarsch machen. Bei einem 'Hitlermarsch' mußten die Deutschen unter strenger Bewachung mehrere Tage lang im Kreisgebiet umhermarschieren. Zur Kennzeichnung ihrer Nationalität mußten sie - ähnlich wie früher die Juden den gelben Stern - weiße Armbinden tragen.“<sup>25</sup>

Zwar war nach der Ankunft in Westdeutschland wenigstens die äußere Sicherheit gegeben, aber das Vertriebenenschicksal bedeutete noch immer und noch auf Jahre tiefe existentielle Not. Den Vertriebenen begegnete viel Hilfsbereitschaft, aber auch viel Ablehnung. Und nicht zufällig trägt eine Dokumentation aus dem Landkreis Diepholz, die von Schülern eines Gymnasiums erstellt wurde, den Titel: „Uns wollte hier ja keiner.“ Selbst als „Kartoffelkäfer“ wurden die Vertriebenen bezeichnet, „weil sie für die Einheimischen eine Art Plage waren, die sie nicht mehr los wurden“, heißt es in dieser Schrift.<sup>26</sup> Die Alltagsgeschichte dieser Zeit ist ebenfalls kaum aufgearbeitet, nicht nur, weil die historischen Moden anderes bevorzugten, die Frauengeschichte, Kindheitsgeschichte, Arbeiterbewegung usw., sondern auch, weil die Vertriebenen über die Zeit ihres Elends ungern sprachen, aus Scham, aber auch aus Rücksicht, um Konflikte zu vermeiden.

Mit der Ankunft und der allmählichen Integration der Vertriebenen veränderte sich auch die Lebenswelt der Einheimischen fundamental. 1950 waren knapp ein Viertel der Einwohner z.B. der Stadt Vechta Vertriebene oder bildhaft ausgedrückt, jeder vierte, dem man auf der Großen Straße begegnete, war ein Vertriebener.<sup>27</sup> In manchen Gemeinden war der Anteil noch höher, wie z.B. in Bakum, wo die Vertriebenen fast ein Drittel der Einwohnerschaft ausmachten.<sup>28</sup>

Dazu sollen wenigstens einige Worte aus einer öffentlichen Rede des Vechtaer Bürgermeisters Cromme im Sommer 1946 zitiert werden, in der er in geradezu



anrührender Weise die Probleme ansprach: Und was „uns alle wohl am meisten erschüttert hat, ... das mir Glauben und Weltanschauung ins Wanken brachte, wie nichts zuvor in meinem Leben ...: der Zustrom unserer Vertriebenen ... Es sind ja nicht Flüchtlinge, es sind Vertriebene... Wir müssen sie aufnehmen, kleiden und nähren, weil wir Deutsche sind, die doch Heimat, Kleidung und Nahrung haben, weil wir Christen sind, die ihre Mitmenschen lieben sollen, weil wir auch Deutsche sind, die den Krieg mitbezahlen müssen.“ Cromme sprach von den Schwierigkeiten der nun aufeinander treffenden Mentalitäten, wenn er sagte: „Gewiß scheinen wir in vielen Teilen schwerfällig, unzugänglich. Aber wenn Sie unser Vertrauen und unser Herz gewonnen haben, dann gehen wir auch für Sie durch dick und dünn.“<sup>29</sup>

Niemand dachte damals daran, daß in Westdeutschland oder in Mitteldeutschland oder eben im Oldenburger Münsterland diese Vertriebenen eine neue Heimat finden würden. Niemand machte sich damals klar, daß es nicht nur eine schicksalhafte Entscheidung für jeden Vertriebenen war, wo er seinen Aufenthaltsort fand, sondern daß für seine einheimischen Mitbürger es ebenfalls eine Schicksalsstunde war, denn auch für sie war ihre Heimat ganz anders geworden. Was sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten abspielte, so mühselig es auch immer gewesen ist, war andererseits doch ein faszinierender Prozeß: Einheimische und Vertriebene bauten gemeinsam an einer neuen Heimat mit einer Gesellschaft, die absolut anders war, als jemals zuvor in Deutschland. Es wurden auf eine nie für möglich gehaltene Weise Grenzen durchlässig, wie z.B. zwischen den Konfessionen, es setzte sich das Leistungsprinzip durch, sozialer Aufstieg wurde immer mehr an Kenntnisse, Fähigkeiten und Einsatz gekoppelt, es entstand tatsächlich das, was der Geistliche Rat Goebel<sup>30</sup> in einer Rede am 4. November 1950 vor dem Kreisverband des Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen in Vechta gefordert hatte, als er nur eine Möglichkeit sah, der großen Gefahr des Kommunismus zu entgehen, „und zwar eine gesunde soziale Ordnung zu schaffen und damit dieser roten Weltanschauung einen Widerstand zu bieten.“<sup>31</sup>

## Schicksal Heimat

Die Devise in den Nachkriegsjahren war: um die Heimat kämpfen! Die Frage war „überall dieselbe“, wie Goebel feststellte: „Wann kumma wir wieder heem? Darum dreht sich ja heute alles bei uns. Diese Frage, die den Kampf um unsere Heimat bedeutet.“ Seinen weiteren Ausführungen, den Anwesenden nach den Worten des Vorsitzenden Dr. Wunderlich „wirklich aus der Seele gesprochen“, sind zur Heimat bemerkenswerte Feststellungen zu entnehmen: Die Schlesier, Ostpreußen, Pommern, Balten- und Sudetendeutschen, sie waren nicht mehr dieselben, wie vor Jahren. Sie hatten in den Jahren fern der Heimat „viel gelernt“ und ihre Einstellung zur Heimat hatte sich verändert. Ja, man hatte in



diesem Kampf um die Heimat erstmals richtig über die Heimat nachgedacht. Heimat war Erbe, Verpflichtung, Vermächtnis, sie hat die Menschen irgendwie zu dem gemacht, was sie aktuell waren. Man konnte und wollte sie nicht aufgeben. Man konnte sich nicht einfach akklimatisieren, man konnte nicht einfach Oldenburger aus diesen Schlesiern, Pommern und Ostpreußen machen. Eben auch das war ein Stück Heimat, „unsere Bescheidenheit, unsere Gemütlichkeit“. Und es stellte sich schon die Frage, „haben wir uns nun auch schon etwas gewandelt? Haben sich die Westdeutschen gewandelt oder gebessert?“ Ja, „es hat sich manches geändert“. Das „Schreien gegen das Unrecht“, das „Ringen mit den Wohnungsämtern und sonstigen Stellen“, das „Ringen um den Lastenausgleich“, all das hatte immerhin dazu geführt, daß man wieder begann, eine Existenzgrundlage zu finden, so viel nämlich, „daß wir anfangen Mensch zu sein“. Natürlich war man der Meinung, daß man in die alte Heimat zurückkehren müsse, andererseits galt es die Gegenwart zu meistern, „Wirklichkeitsmensch“ zu bleiben, eine Existenzgrundlage zu schaffen und in der Zukunft „ein friedliches Europa entstehen“ zu lassen. Ungewollt und unversehens vollzog sich im Laufe der Jahrzehnte die Integration oder, anders ausgedrückt, eine neue Beheimatung, der zweifellos schmerzliche Erwerb einer zweiten Heimat, die der nachfolgenden Generation einfach die Heimat wurde.

## Heimat Europa?

Es lohnt sich, über die Heimat noch ein wenig nachzudenken. Da hat uns der tschechische Präsident Vaclav Havel im April 1997 in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag etwas Nachhilfe gegeben. In wohlklingenden Worten - er ist ja, wenn man das so sagen darf, im Zivilberuf Dichter - hat er aus der altgermanischen Bedeutung des Wortes Heimat - das damals auch die Welt in ihrer Gesamtheit umfaßte - abgeleitet, daß es nicht um eine abgeschlossene Struktur gehen könne, sondern um ein Europa, das „zur Heimat unserer gemeinsamen Werte werden“ sollte. Heimat also weniger etwas Lokalisierbares, als „gemeinsame Heimat der Gedanken, Werte und Ideale“.<sup>32</sup> Das ist für ihn schon auch eine ganz praktische Definition, weil die konkrete Heimat der 3,5 Millionen Sudetendeutschen damit ihre politische Relevanz verlöre. Immerhin gibt es nach Havels Worten im Tschechischen ein Wort für Heimat im deutschen Sinne. In Polen ist es ja nicht so, es gibt ursprünglich nur ein Wort für das große 'Vaterland' und erst mit der Diskussion um die Heimat der Deutschen entstand der Begriff 'mala ojczyzna', was soviel heißt wie 'kleines Vaterland'.

Da befinden wir uns doch eigentlich auf dem Wege. Wer hätte vermutet, daß im Jahre 1998 das Heimatkreistreffen der Ratiborer nicht in der Patenstadt Leverkusen stattfinden würde, sondern 2.000 Ratiborer nach Schlesien in ihre Heimatstadt reisen würden und daß bei dieser Gelegenheit ausgerechnet Dr. Hupka für seine Verdienste um die Stadt Ratibor mit der Ehrenplakette der Stadt ausgezeichnet



würde, vom Stadtrat beschlossen mit 28 gegen 2 Stimmen bei 5 Enthaltungen. Man muß wissen, daß man noch vor wenigen Jahren in Polen kleinen Kindern damit drohte, 'wenn du nicht artig bist, holt dich der Hupka'.

Natürlich gibt es auch die weniger erfreulichen Beobachtungen, daß man in Goldberg in Schlesien, die Glocken, die während des Krieges entfernt, aber glücklicherweise nicht eingeschmolzen wurden, haben möchte. Die große Glocke aus dem Jahre 1616 läutet seit 1951 im Turm von St. Petri und Pauli in Hamburg-Bergedorf, die kleine, aber noch ältere Glocke in Sandkrug. Besonders pikant: Es sind Glocken der evangelischen Kirche in Goldberg, die man nach der Vertreibung zwangskatholisiert hat.<sup>33</sup>

Wie aktuell die Probleme der Vertreibung bis in unsere Tage sind, wie sehr die unbewältigte Vertreibungsgeschichte auch die große Politik bewegt, zeigt sich an der Frage der Osterweiterung der Europäischen Union. Da beschließt der Deutsche Bundestag am 29. Mai 1998, was er bei der Ratifizierung der Nachbarschaftsverträge bereits bekräftigt hatte, daß nämlich bei einer Aufnahme in die EU und in die NATO „europäische Grundfreiheiten selbstverständlich und unabdingbar für alle Bürger..., also auch für die deutschen Heimatvertriebenen Geltung haben müssen“. Im polnischen Parlament sah man das mehrheitlich schon am 3. Juli 1998 ganz anders. Und in der Tschechischen Republik erklärt der Ministerpräsident Zeman, ein Sozialdemokrat, nach altbewährter kommunistischer Manier die sudetendeutschen Vertriebenen zu „Extremisten“.

Die Beispiele zeigen, daß der Weg nach Europa noch weit ist. Sie zeigen aber auch, welch wirklich weltgeschichtlich bedeutsamen Schritt die Vertriebenen am 5. August 1950 getan haben, als sie in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen, die Bestandteil der Satzung auch des Bundes der Vertriebenen in Vechta ist, erklärten:

*„Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung... Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können... Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas. Wir haben unsere Heimat verloren... Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird. Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zu Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen, geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken“.*

Seit 50 Jahren hören wir den Ruf „Palästina den Palästinensern“. Wir können uns kaum ausmalen, wie die Welt aussähe, wenn mehr als 12 Millionen Deutsche und deren Nachkommen bis heute riefen 'Schlesien den Schlesiern', 'Ostpreußen den Ostpreußen', 'Pommern den Pommern', 'das Sudetenland den Sudetendeutschen'. Wenn nun mit der Erweiterung der Europäischen Union unversehens auf der Tagesordnung steht, was schon endgültig begraben schien, nämlich die Stellung der

Vertriebenen in diesem Europa und die Bewertung ihrer Geschichte, dann ist das nicht nur ein leicht abzuhakender Erinnerungsposten, sondern ein Stück harte politische Realität: Man kann eben die Wertegemeinschaft, von der Präsident Havel so schön sprach, nicht auf die Benes-Dekrete bauen, man wird Vertreibungen ächten müssen, Vertreibungen in der Zukunft und auch die in der Vergangenheit, man wird die selbstverständlichen Menschen- und Bürgerrechte allen Bürgern Europas garantieren müssen, wenn dieses Europa seine Bürger je ihre Heimat finden lassen will.

Auf diesem Weg scheint es schon tröstlich, wenn sich durchaus verschieden positionierte Persönlichkeiten in sehr ähnlicher Weise zu diesem Thema äußern, wenn Bundespräsident Herzog davon spricht, wir müssen unsere Geschichte „entlügen“, wenn der frühere Präsident des Europäischen Parlaments, der SPD-Politiker Klaus Hänsch, diese Formulierung aufgreift und ergänzt, daß Europa nur dann eine Zukunft habe, wenn seine Völker „innerlich auch frei zur Wahrheit sind“<sup>34</sup>, wenn die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, die CDU-Bundestagsabgeordnete Erika Steinbach, fordert, das Vertreibungsunrecht zu „heilen“<sup>35</sup> und wenn der Bischof von Oppeln, Alfons Nossol, sagt, „Versöhnung ist auch 'Heilung der Erinnerung'“.<sup>36</sup>

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Die Information verdanke ich Herrn Franz Nitschke, Vorsitzender des BdV Vechta und Herrn Werner Korinth, Vorsitzender des BdV Cloppenburg.
- <sup>2</sup> Zit. nach Ulrich Raulff: Marktwert der Erinnerung, FAZ v. 5.5.1998.
- <sup>3</sup> Reinhard Müller: Die zweite Vertreibung. Eine Auseinandersetzung mit den Verbrechen an Millionen Deutschen findet nicht statt, FAZ v. 20.4.1998; vgl. auch Herbert Ammon: Stiefkind der Zunft. Die deutsche Zeitgeschichtsforschung hat sich für das Thema Vertreibung wenig interessiert, FAZ v. 5.9.1997.
- <sup>4</sup> Von Ost nach West. Deutsche Flüchtlingsgeschichte. Ausstellung Niedersächsisches Ministerium für Bundes- und Europaangelegenheiten (Faltblatt), 1993.
- <sup>5</sup> Gerhard Gnauck: Handelnde, Duldende. Der neue polnische Blick auf das Leid der Deutschen, FAZ v. 4.8.1998.
- <sup>6</sup> Alfred M. de Zayas: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen. Vorgeschichte, Verlauf, Folgen, München 1977.
- <sup>7</sup> Vgl. Spuren suchen spezial. 1973 bis 1998. 25 Jahre Schülerwettbewerb deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten, Sonderheft 1998, S. 44.
- <sup>8</sup> Vgl. Bundesministerium für Vertriebene (Hrsg.): Flüchtlinge, Vertriebene, Kriegsgefangene. Bonn 1959.
- <sup>9</sup> Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945 - 1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974, Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte, Bonn 1989.
- <sup>10</sup> Michael Ludwig: Polen entdeckt die „weißen Flecken“ der Nachkriegsgeschichte, FAZ vom 7.9.1998.
- <sup>11</sup> Klaus J. Bade (Hrsg.): Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992.
- <sup>12</sup> Wolfgang Benz: Fremde in der Heimat: Flucht, Vertreibung, Integration. In: Bade (wie Anm. 11), S. 374f.



- <sup>13</sup> Zu der Tendenz eines von Wolfgang Benz herausgegebenen Sammelbandes: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, Frankfurt a.M. 1995, vgl. Herbert Ammon: Politisch-psychologisch brisant. Beim Thema Vertreibung weist die deutsche Zeitgeschichtsschreibung große Defizite auf, FAZ vom 24.8.1998.
- <sup>14</sup> Ebd., Vorwort.
- <sup>15</sup> Vgl. Joachim Kuropka: ...In via Silesia 1996.
- <sup>16</sup> Vgl. Hugo Rasmus: Pommerellen, Westpreußen 1919-1939, München/Wien 1989, S. 18f.
- <sup>17</sup> Zit. nach Joachim Bahlke: Die Geschichte der schlesischen Territorien von den Anfängen bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. In: Joachim Bahlke (Hrsg.): Schlesien und die Schlesier, München 1996, S. 136.
- <sup>18</sup> Michael Ludwig: Polen entdeckt die „weißen Flecken“ der Nachkriegsgeschichte, FAZ 7.9.1998.
- <sup>19</sup> Gerhard Gnauck: Handelnde, Duldende. Der neue polnische Blick auf das Leid der Deutschen, FAZ vom 4.8.1998. Zur Debatte in Polen. Klaus Bachmann/Jerzy Kranz unter Mitarbeit von Jan Obermeier (Hg.): Verlorene Heimat. Die Vertreibungsdebatte in Polen, Bonn 1998.
- <sup>20</sup> Vgl. Georg Strobel: Die polnische „Preußenkrankheit“ und ihre politische Instrumentalisierung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B. 23/97, 26.12.1997, S. 23f. ; vgl. auch: Wer über die Oder-Neiße-Grenze entschied, FAZ vom 18.8.1998.
- <sup>21</sup> Vgl. Gerold Schneider: Vergangenheit, die nicht vergehen will. Irrwege deutsch-polnischer Nachbarschaft, Leipzig 1998, S. 182.
- <sup>22</sup> Janusz Ziółkowski: Die Bevölkerung der Westgebiete. In: Die polnischen Westgebiete. Mit Beiträgen von Boghdan Gruchman, Alfons Klafkowski u.a., Poznan, Instytut Zachodni (Westinstitut), 1960, S. 165f.
- <sup>23</sup> Zit. nach Joachim Kuropka: Vechta unter Niedersachsen. Eine Skizze zur Geschichte der Stadt Vechta (Oldb.) 1946-1986. In: Wilhelm Hanisch, Franz Hellbernd, Joachim Kuropka (Red.): Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, Bd. I, Vechta 1992, S. 160.
- <sup>24</sup> Fritz Hasselhorn (Hrsg.): „Uns wollte hier ja keiner“. Flüchtlinge und Vertriebene im Landkreis Diepholz, Sulingen 1993, S. 10.
- <sup>25</sup> Zit. nach ebd., S. 10.
- <sup>26</sup> Ebd., S. 21.
- <sup>27</sup> Vgl. Kuropka (wie Anm. 23), S. 161.
- <sup>28</sup> Vgl. Joachim Kuropka: Vom Selbstbestimmungsrecht zum neuen Nationalismus. Zu Aussiedlung und Vertreibung nach 1918. In: Wilfried Kürschner/Hermann von Laer (Hrsg.): Zwischen Heimat und Fremde. Aussiedler - Ausländer - Asylanten, Cloppenburg 1993, S. 92.
- <sup>29</sup> Zit. (wie Anm. 23), S. 159, 160, 161.
- <sup>30</sup> Georg Goebel (1900-1965), geb. in Albendorf/ Grafschaft Glaz; Priesterweihe 1926 in Breslau, 1931-1940 Seelsorger und Caritasdirektor des Rechtsverbandes für die Katholischen Auslandsdeutschen in Czernowitz/Bokuwina; danach Pfarrer in Rosenthal/Kreis Habelschwerdt; nach der Vertreibung aktiv in der Kath. Osthilfe und im vopolitisch-politischen Raum für die Vertriebeneninteressen; vgl. Michael Hirschfeld: Prälat Franz Monse. Großdechant von Glaz, Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 7, Sigmaringen 1997, S. 149f.; s.a. Peter Großpietsch: Georg Goebel (1900-1965). In: Johannes Gröger/Joachim Köhler/Werner Marschall (Hrsg.): Schlesische Kirche in Lebensbildern, Sigmaringen 1992, S. 207f.
- <sup>31</sup> Niederschrift über die Rede des Geistl. Rats Goebbel am 4. November 1950 in Vechta, Unterlagen Bund der Vertriebenen, Ortsverband Vechta.
- <sup>32</sup> Zit. nach FAZ vom 25.4.1997.
- <sup>33</sup> Dissonanzen. Deutsch-polnischer Streit um Kirchenglocken, Die Zeit vom 14.5.1998.
- <sup>34</sup> Ansprache zur Eröffnung einer Ausstellung im Europäischen Parlament in Straßburg, zit. nach Deutscher Ostdienst v. 14.8.1998.
- <sup>35</sup> Interview im Deutschlandfunk am 30.7.1998, zit. nach Deutscher Ostdienst v. 14.8.1998.
- <sup>36</sup> Deutsche Tagespost v. 24.5.1997.

## LANDKREIS VECHTA

(Fläche: 812,52 qkm; Bevölkerung: 122.983)

### Gemeinde Bakum

(Fläche: 78,70 qkm; Bevölkerung: 5.476)

- 01. 01. Ludger Grafe wird neuer Stellvertreter von Gemeindedirektor Hans Lehmann
- 20. 01. Ehrung von Bürgermeister Rauher für seine zehnjährige ehrenamtliche Tätigkeit als Schiedsman der Gemeinde Bakum
- 01. 02. Eröffnung des Alten- und Pflegezentrums in Bakum, Auszeichnung von Frau Maria Schröder mit dem „Bischof-Heinrich-Tenhumberg-Preis für vorbildliches Krippenschaffen“
- 05. 02. Offizielle Verabschiedung des ehemaligen stellv. Gemeindedirektors Josef Kröger nach 43 Jahren Tätigkeit bei der Gemeinde Bakum in den Ruhestand
- 24. 01. Inbetriebnahme der neuen „Schlafampel“ in Lüsche, Essener Straße
- 09. 03. Inbetriebnahme der neuen Kreuzungsampel in Harme/Bakum
- 01. 04. Würdigung von Josef Tegeler für seine 25jährige Tätigkeit als Bade-meister im Bakumer Hallenbad
- 25. 04. Frau Maria Wolke aus Hausstette wird 98 Jahre
- 20. 05. Einweihung der neuen Sporttribüne des Sportvereines BW-Lüsche
- 22. 05. Einweihung des Radweges von Lohe nach Spreda
- 18. 07. Neubesetzung der Pastorenstelle der evangl. Kirche Bakum durch Pastor Karsten Hilgen
- 27. 07. Anna Jungmann aus Hausstette holt bei der EM der Ponyreiter im französischen Le Touquet mit der deutschen Mannschaft die Gold-medaille und in der Einzelwertung Silber
- 30. 07. Daniel Brinkhus erlangt bei den deutschen Juniorenmeisterschaften im Teakwondo die Goldmedaille, sein Bruder David erringt die Silbermedaille
- 22. 08. Reinhold Staggenborg, der älteste Jagdhornbläser Niedersachsens, verstirbt im Alter von 90 Jahren
- 28. 08. Theo Kröger aus Vestrup holt wieder Gold bei der Deutschen Meisterschaft der Sportschützen in München. Es ist sein 15. Titel in Folge
- 30. 08. 50jähriges Jubiläum des Bakumer Sänger- und Musikertreffens
- 05. 10. Diamantene Hochzeit der Eheleute Johanna und Hermann Südkamp aus Carum
- 11. 11. 50jähriges Jubiläum des Landfrauenvereins Bakum
- 14. 11. Einweihung des neuen Feuerwehrgerätehauses in Lüsche